

Sprache – Stimme – Schrift: Sieben Gedanken
über Performativität als Medialität¹

aus: Uwe Wirth (Hrsg.), *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*,
Frankfurt am Main: Suhrkamp 2002

I. Die »Zwei-Welten-Ontologie« oder:
Über den »protestantischen Gestus« in den
Geistes- und Kulturwissenschaften

Die Wurzeln der abendländischen Kultur reichen bis in jene Zeit, in der im antiken Griechenland sich Institutionen wie Wissenschaft, Kunst und Philosophie durch eine Transformation von rituellen Praktiken herauskristallisierten. Auf der Schwelle dieser »Geburt des Geistes aus der Überwindung der Magie« steht die Konzeption vom Zeichen bzw. Symbol. Sie gründet auf einer Unterscheidung, die verschiedene Namen annehmen kann: Sei das nun »Wort« und »Sache«, »Bild« und »Abbild«, »Symbol« und »Symbolisiertes«: der Priester, der die Maske des Dionysos aufsetzt, verkörpert Dionysos nicht mehr, sondern stellt ihn nur noch dar und wird damit zum Schauspieler.² Die Eigenschaften der gezeichneten Figur, welche ein geometrisches Objekt vorstellig macht, werden nicht mehr mit den Eigenschaften des mathematischen Objektes selbst identifiziert.³ Das, was wir gewöhnlich als »Aufklärung« bezeichnen – und zwar sowohl bei der »ersten« griechischen Aufklärung wie dann auch bei der »zweiten« neuzeitlichen Aufklärung –, kreist um eben diesen Gravitationspunkt, an die Stelle einer magischen Ineinssetzung von Zeichen und Bezeichnetem eine klare Demarkationslinie zu ziehen. Das ist der Lebensnerv der Idee der »Repräsentation«: Nicht Epiphanie, also Gegenwärtigkeit, vielmehr Stellvertreterschaft, also Vergegenwärtigung, ist das, was die Zeichen für uns zu leisten haben.

- ¹ Dieser Text ist eine geringfügig veränderte Version von »Sprache – Stimme – Schrift: Sieben Thesen über Performativität als Medialität«, in: *Paragrana* 7, 1, 1998, S. 33-58.
- ² Arthur Danto (1984) erörtert in *Die Verklärung des Gewöhnlichen*, Frankfurt a. M. (zuerst Cambridge/Mass. 1981), S. 124 im Anschluß an Nietzsche die kunsttheoretischen Implikationen dieses Übergangs von der magischen Verkörperung in den Symbolismus.
- ³ Auf dieser Unterscheidung zwischen Darstellungsmedium und mathematischem Objekt fußt der wahrscheinlich älteste pythagoreische Beweis für die Kommensurabilität zweier Strecken, dazu: Krämer (1991 a), *Berechenbare Vernunft. Kalkül und Rationalismus im 17. Jahrhundert*, Berlin/New York, S. 32 ff.

Die Idee der Repräsentation steht auch Pate bei den modernen und zeitgenössischen Theorien über Sprache und Texte. Zum Mittler wird dabei ein Postulat, das uns erstmals bei Charles Sanders Peirce begegnet.⁴ Es geht um die Unterscheidung von »type« und »token«, der zufolge wir ein Zeichen als ein bestimmtes Zeichen genau dadurch identifizieren, daß wir das einzelne Zeichenvorkommen als Aktualisierung eines universellen Zeichentypus interpretieren. Wo immer wir umgehen mit Zeichen – das ist die Konsequenz aus dieser type/token-Relation – begegnen wir einer doppelbödigen Welt: Etwas, das unseren Sinnen zugänglich ist, wird interpretiert als raum-zeitlich situierte Instantiierung von etwas, das nicht mehr unmittelbar gegeben ist, gleichwohl jedoch der singulären Erscheinung logisch und genealogisch vorausgeht. Mit dem Phänomen des repräsentationalen Zeichens spaltet sich die Welt auf in eine »Tiefenstruktur«, die ein universelles Muster birgt, und eine »Oberfläche«, die dieses Muster unter jeweils konkreten – und dabei auch einschränkenden – Umständen aktualisiert. Das, was erscheint, wird zum Derivat von etwas, das hinter der Erscheinung liegt, also unseren Sinnen nicht zugänglich ist.⁵ Dieses in der Semiotik der Repräsentation verwurzelte Weltverhältnis sei die »Zwei-Welten-Ontologie« bzw. das »Zwei-Welten-Modell« genannt.⁶

Nahezu alle modernen sprachtheoretischen Ansätze, aber auch weite Bereiche der Texthermeneutik und der Bedeutungstheorien folgen den Intuitionen dieses Modells: Es geht um den Geist, der hinter den Buchstaben liegt – so die Hermeneutik. Es geht um das Regelsystem, durch dessen Anwendung Sätze bzw. Äußerungen erzeugt werden – so die Transformationsgrammatik, aber auch die Sprechakttheorien. Es geht um das Wissenssystem, das als ein inneres mentales Organ das äußere Sprachverhalten hervorbringt – so die kognitive Linguistik. Es geht um universale logisch-dialogische Strukturen, die in jedem Kommunizieren immanent gegenwärtig sind – so die transzendentalpragmatischen Kommunikationstheorien. Es geht um den in Texten sich »äußernden« Sinn, der epistemologisch zugäng-

4 Charles Sanders Peirce (1931-35), *Collected Papers*. 4. 537. Zitiert wird nach Band und Abschnitt.

5 Dazu: Sybille Krämer (1997 b), »Sinnlichkeit, Denken, Medien: Von der ›Sinnlichkeit als Erkenntnisform‹ zur ›Sinnlichkeit als Performanz‹«, in: *Vom Sinn der Sinne*, hg. v. Bernd Busch, Göttingen, S. 22-39. Hier S. 27.

6 Ob Denker Proponenten oder Opponenten des Zwei-Welten-Modells sind, ist Leitfaden der Studie: Sybille Krämer (2001 a), *Sprache, Sprechakt, Kommunikation. Sprachtheoretische Positionen des 20. Jahrhunderts*, Frankfurt a. M., S. 11.

lich wird durch Interpretation – so die Interpretationstheorie. Wir wollen diese weitverbreitete Einstellung, daß das, worauf es ankommt, »hinter den sinnlich wahrnehmbaren Phänomenen liege«, den »protestantischen Gestus« in den Geistes- und Kulturwissenschaften nennen. Dieser Ausdruck ist kein Plädoyer für den Katholizismus, sondern eine Anspielung auf die semiologische Uminterpretation der Hostie, die den Reformatoren nicht mehr als wirkliche Verkörperung, vielmehr – nur noch – als semiotische Repräsentation Christi galt.

Was die dem protestantischen Gestus verpflichteten Theorien zu leisten vermögen, ist, daß sie die Bedingungen der Möglichkeit unseres sprachlichen und interpretatorischen Handelns thematisieren können – doch über die Bedingungen der Wirklichkeit unseres Sprachgeschehens recht wenig zu sagen haben. Kann nun eine Konzeption kultureller, also sinnhafter Phänomene entfaltet werden, die den Prämissen des »Zwei-Welten-Modells« nicht verpflichtet ist? Das ist die Frage, der die folgenden Überlegungen am Leitfaden der Sprache nachgehen wollen. Die Hypothese ist, daß für die sprachphilosophische Reflexion die Begriffe »Performanz« und »Performativität« eine methodische Neuaufwertung jenseits des protestantischen Gestus eröffnen, durch welche Sprache als »verkörperte Sprache« Gestalt gewinnen kann, ohne dabei ein magisches Identifikationsmodell wiederbeleben zu müssen.

Innerhalb der sprachtheoretischen Debatte besetzen die Begriffe »Performanz« und »Performativa« angestammte Plätze: Mit Hilfe der Unterscheidung von »performativen« und »konstativen« Äußerungen begründete John Langshaw Austin die Sprechakttheorie. Mit Hilfe der Unterscheidung von »Kompetenz« und »Performanz« umgrenzt Noam Chomsky den Erklärungsbereich seiner kompetenzorientierten Transformationsgrammatik. Doch sowohl die sprechaktzentrierte wie auch die grammatikorientierte Verwendung des Performanzbegriffes begegnen sich – wir werden darauf zurückkommen – in eben dem »Zwei-Welten-Modell« der Sprache. Wenn hier also der Anspruch vertreten wird, daß »Performanz« zum Bezugspunkt einer Neuaufwertung werden kann, dann bedeutet das auch und zuerst einmal eine Verschiebung im überlieferten Umgang mit diesem Begriff selbst. Eine Verschiebung, die ihren ersten Anhaltspunkt darin finden kann, daß Austin den Begriff des »Performativen« ursprünglich »erfand« zur Beschreibung von Sprechereignissen, für welche die Trennung von repräsentationalem Sprachgebrauch und Ritus gerade nicht aufrechtzuerhalten ist.

2. »Virtualisierung von Sprache« und »Vorliebe für die Kompetenz« oder: Worin die Grammatik- und die Sprechakttheorien an einem Strang ziehen

Was ist Sprache? Das heterogene Feld zeitgenössischer Antworten auf diese Frage wird von zwei Strömen durchzogen und auch aufgeteilt. Es geht um die Idee von der »Sprache als Struktur« und der »Sprache als Handlung«. In der Perspektive des Strukturaspektes und in der Tradition der generativen Grammatik Chomskys interessiert die Frage, wie mit einem begrenzten Reservoir an sprachlichen Elementen unbegrenzt viele grammatisch korrekte Sätze zu erzeugen sind. Im Blickwinkel des Handlungsaspektes, dem in der Nachfolge von Austin vor allem die Sprechakttheorie John Roger Searles und die Kommunikationstheorie Jürgen Habermas' verpflichtet sind, wird zur entscheidenden Frage, welche Bedingungen erfüllt sein müssen, damit kommunikative Äußerungen gelingen. Die grammatik- und die kommunikationsorientierten Strömungen scheinen denkbar gegensätzlich, und das gilt schon für ihren Phänomenbereich: Einmal geht es um den Satz als eine Struktur, die unabhängig einer Verwendungssituation identifizierbar ist; zum anderen geht es um die Äußerung als eine kommunikative Handlung, die nur mit Bezug auf Sprecherintentionen und die soziale Verwendungssituation spezifizierbar ist. Auch die Leitbilder beider Sprachbetrachtungen sind einander denkbar fremd: Die algebraische Beschreibung von Satzkompositionen in den Termini der Transformationsgrammatik zehrt vom Ideal des Kalküls, verstanden als ein mechanisierbares System zur Produktion von Zeichenausdrücken. Die Erörterung der sozialen Konventionen, kraft deren ein Sprechakt als geglückte Handlung gelten kann, nährt sich vom deskriptiven Potential des Sprachspiels, in welches die Sprecher als Teilnehmer eines sozialen Geschehens involviert sind.

Und doch: dieses Bild einer wohlgeordneten Opposition in den sprachtheoretischen Ansätzen erzählt nicht die ganze Geschichte. Denn zumindest in einer weitreichenden methodischen Intuition kommen beide Ansätze sich durchaus nah. Diese Intuition tritt zutage, wenn wir nach einer Antwort auf die Frage suchen, was als eine gelungene Erklärung sprachlicher bzw. kommunikativer Sachverhalte zu gelten habe. Und diese Antwort lautet so: Korrekte Sätze und kommunikativ akzeptable Äußerungen werden durch ein Regelsystem hervorgebracht, von dem die Sprecher eine implizite Kenntnis haben,

und zwar in Gestalt ihrer grammatischen bzw. kommunikativen Kompetenz. Die Kompetenz ist ein Können, das aus einem Wissen hervorgeht. Eine Erklärung von Sprache und Kommunikation besteht dann darin, diese implizite universalgrammatische oder universalpragmatische Kompetenz durch Regelbeschreibungen als ein Wissenssystem explizit zu machen.⁷

Was für diese Liebe zur Kompetenz nun charakteristisch ist, ist die damit verbundene Idealisierung, genauer noch: die Virtualisierung von Sprache bzw. Kommunikation. Noam Chomsky legt seiner Theorie einen idealen Sprecher-Hörer zugrunde, der seine Sprache als Mitglied einer völlig homogenen Sprachgemeinschaft ausgezeichnet kennt und bei der Anwendung seiner Sprachkenntnis im Reden von einschränkenden Bedingungen wie Gedächtnis, Aufmerksamkeitsmangel etc. nicht affiziert wird.⁸ Die Sprecherkompetenz wird also modelliert in Analogie zur Operationsweise einer abstrakten Maschine, die korrekte Zeichenausdrücke erzeugt und von der zugleich gefordert wird, daß sie »ein mentales Organ«⁹, somit beim Sprecher kognitiv instantiiert ist.

John Searle rekonstruiert das Regelmäßige am Sprachgeschehen als Regelgeleitetheit, indem er davon ausgeht, daß »eine Sprache zu sprechen bedeutet, Sprechakte in Übereinstimmung mit Systemen konstitutiver Regeln zu vollziehen«.¹⁰ »Strukturen von Sprechakten überhaupt« werden mit Hilfe dieses Regelsystems beschrieben, wobei angenommen wird, daß es dabei um eine Domäne hinter dem wirklichen Sprachverhalten geht, so daß die konkreten Äußerungen als Ausdruck dieser universalen Struktur gelten können.

Die »Virtualisierung« der Sprache und des Sprechaktes entsteht also

7 Friedrich Kambartel und Pirmin Stekeler-Weithofer haben dies in dichter Argumentation aufgezeigt in: dies. (1988), »Ist der Gebrauch der Sprache ein durch Regeln bestimmtes Handeln?«, in: *Fortschritte in der Semantik. Ergebnisse aus dem Sonderforschungsbereich 99 »Grammatik und sprachliche Prozesse« der Universität Konstanz*, hg. v. Arnim von Stechow u. a., Weinheim, S. 201-223; hier: S. 201. Siehe auch: Hans Julius Schneider (1992 b), »Die philosophischen Annahmen der Sprechakttheorie«, in: *Sprachphilosophie. Ein internationales Handbuch zeitgenössischer Forschung, 1. Halbband*, hg. v. Marcelo Dascal u. a., Berlin / New York, S. 761-775.

8 Hans Hörmann (1976), *Meinen und Verstehen. Grundzüge einer psychologischen Semantik*, Frankfurt a. M., S. 39 f., betont, daß bei der Idealisierung der Generativen Linguisten nicht etwa von den individuellen Variationen verschiedener Sprecher bzw. Äußerungen abgesehen werde, »sondern von einem großen Teil dessen, was an einem Sprecher allgemein menschlich ist«.

9 Noam Chomsky (1981), *Regeln und Repräsentationen*, Frankfurt a. M., S. 46.

10 John R. Searle (1971), *Sprechakte. Ein sprachphilosophischer Essay*, Frankfurt a. M., S. 38.

am Kreuzungspunkt zweier Tendenzen: Da ist einmal die Idealisierung, durch welche das jedesmalige Sprechen in den Blick nur kommt als Instantiierung eines universalen Musters, das lokalisiert ist auf einer imaginären Ebene unter oder hinter der Oberfläche des faktischen Sprachverhaltens. Und da ist zum anderen die Operationalisierung der Tiefenstruktur, insofern diese als ein System zur Erzeugung von etwas, als ein Produktionssystem gilt. So verschwimmt sich die »Kompetenzzentrierung« in der Sprachbetrachtung mit der Annahme einer zwar untergründigen, aber operativ wirksamen Anwesenheit des Regelsystems im Sprachgebrauch.

Auf diese Präsenz und Wirksamkeit hat Jürgen Habermas besonderen Wert gelegt: Wechselseitige Kommunikation beruht auf der kontrafaktischen Unterstellung einer idealen Sprechsituation, in der jede Verzerrung der Kommunikation ausgeschlossen ist, mithin der zwanglose Zwang des besseren Argumentes herrscht. Dieses Ideal einer rationalen Konsens erzielenden Kommunikationsgemeinschaft ist kontrafaktisch, also in der kommunikativen Praxis gerade nicht erfüllt, und doch ist es eine »operativ wirksame Fiktion«.¹¹ Wir sehen also: Selbst die Sprechakttheorie und die universalpragmatische Kommunikationstheorie idealisieren das Kommunikationsgeschehen auf eine Weise, die mit der Kontingenz, der Undurchsichtigkeit und Unbeherrschbarkeit, der Materialität und der Zeitlichkeit endlicher menschlicher Kommunikationsereignisse wenig gemein hat. Sie sind verpflichtet auf ein kommunikatives Ideal, dessen Realisierung – das jedenfalls gibt Albrecht Wellmer im Anschluß an Jacques Derrida zu bedenken – das Ende geschichtlich situierter Kommunikation wäre: »Ideale Kommunikation wäre der Tod der Kommunikation.«¹²

Dieses grobkörnige Bild wird den Feinheiten der Sprechakt- und Kommunikationstheorien – natürlich – nicht gerecht. Doch sollte hier auch nur ein Aspekt zutage treten, und das ist die Frage, welche Rolle der Performanz bleibt in jenen Sprach- und Kommunikationstheorien, die den Bahnen des Zwei-Welten-Modells folgen. Ob es nun um

11 Vgl. Jürgen Habermas (1971), »Vorbereitende Bemerkungen zu einer Theorie der kommunikativen Kompetenz«, in: Jürgen Habermas, Niklas Luhmann, *Theorie der Gesellschaft oder Sozialtechnologie*, Frankfurt a. M., S. 258: »Die ideale Sprechsituation ist weder ein empirisches Phänomen noch bloßes Konstrukt, sondern eine ... Unterstellung. Diese Unterstellung kann, sie muß nicht kontrafaktisch sein; aber auch wenn sie kontrafaktisch gemacht wird, ist sie eine im Kommunikationsvorgang operativ wirksame Fiktion ...«

12 Albrecht Wellmer (1993), *Endspiele: Die unversöhnliche Moderne. Essays und Vorträge*, Frankfurt a. M., S. 162.

die grammatische oder um die kommunikative Kompetenz geht: Das Verhältnis von Kompetenz und Performanz wird gewonnen am Vorbild des Verhältnisses zwischen einem universalen Muster und seiner partikulären, damit aber immer verzerrenden und mangelhaften Realisierung. Die Kompetenz wird zum Maßstab, deren Metrum der Performanz erst Gewicht und Bedeutung verleiht. Die Kompetenz gibt die Form ab, die Performanz aber ihre Deformation. Folgerichtig rückt die Kompetenz ins Zentrum, die Performanz aber gerät an die Peripherie der Sprachreflexion.¹³

Die Aufgabe, vor der wir stehen, hat nun deutlichere Konturen gewonnen. Wie kann die Performanz nicht mehr als einschränkende Bedingung, vielmehr als eine produktive Kraft in den Blick kommen? Das wird nicht durch eine bloße Umkehrung des klassischen Verhältnisses von Kompetenz und Performanz gelingen, bei dem in der Hierarchie beide nur ihre Stellen austauschen. Vielmehr geht es grundsätzlich um die Auffassung von Sprache, in der die Vorstellungen über Kompetenz und Performanz jeweils verwurzelt sind. Es geht um den Versuch, einen Begriff von »Sprachlichkeit« zu entfalten, der sich nicht mehr faszinieren und auch leiten läßt von der Idee der »reinen«, der homogenen, der virtualisierten Sprache, sondern dem gerade die Vielzahl heterogener Sprachpraktiken und ihnen korrespondierende unterschiedliche Formen von Sprache zum interessanten und erklärungswürdigen Phänomen wird.

3. Performativität als Medialität oder: Über die nicht-repräsentationalen, vorprädikativen Bedingungen unserer Sprachlichkeit.

Wie kann eine solche »andere« Sprachbetrachtung profiliert werden? Betrachten wir das Panorama der grammatik- und sprechaktzentrierten Ansätze noch einmal. An diesem Bild fällt eine Grundierung auf, in der zwei Einstellungen zusammenfließen: Einmal geht es um die

13 Innerhalb der Philosophie hat sich jüngst Hans Julius Schneider (1997), »Zwischen den Zeilen«. Wittgenstein und Gendlin über die nicht-regelhafte Seite der Sprachkompetenz«, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 45, 3, S. 415-428, im Anschluß u. a. an Eugene T. Gendlin (1993), »Die umfassende Rolle des Körpergefühls im Denken und Sprechen«, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*, 41, 4, S. 693-706, um eine Neuausrichtung des Kompetenzbegriffes hin zu der nicht-regelhaften Seite am Sprachgebrauch bemüht.

Überzeugung von der Sprache als einem arbiträren, also auf Konventionen beruhenden Zeichensystem; zum andern geht es um die Vorstellung, daß wir sprachliche Zeichen wie instrumentelle Artefakte einsetzen, um damit etwas zu erreichen. Doch eben diese Interpretation der Sprache als ein Zeichen und als ein Instrument ist in weiten Regionen des zeitgenössischen Nachdenkens über die Sprache fraglich geworden. Es sind vor allem drei Debatten, die – jedenfalls von einem Standpunkt, der sich um eine Rehabilitierung des Performativen bemüht, – interpretiert werden können als Versuche, der grammatischen und der handlungstheoretischen Engführung der Sprachbetrachtung Paroli zu bieten: Es sind das (1) poststrukturalistische Ansätze etwa bei Jacques Lacan, Julia Kristeva und Jacques Derrida, (2) mediengeschichtliche Erörterungen in der Oralitäts- und Literalitätsforschung, (3) die Debatte um »performance« und »Performativität« in den Kunst- und Kulturwissenschaften. Versuchen wir zumindest anzudeuten, worin das kritische Potential dieser Diskurse liegt:

(1) Für die poststrukturalistischen Ansätze ist die Sprache der Ort einer strukturellen Differenz, die – und nur darauf kommt es hier an – keine zu überwindende, gar im Hegelschen Sinne »aufhebende« Negativität bildet, sondern jene Kraft ist, welche das Sprachgeschehen überhaupt erst in Bewegung setzt und hält, dieses aber auch den Intentionen und Vorsätzen bewußtseinsgesteuerter Subjektivität entzieht.¹⁴ (2) Die sprachkritische Wende hat in weiten Teilen der Geistes- und Kulturwissenschaften die Gestalt einer medienkritischen Wende angenommen, deren Pointe es ist, universale Kategorien wie »Sprache«, »Text« oder »Geist« als Begriffe für Phänomene auszuweisen, die in Abhängigkeit von den materialen, kulturgeschichtlich variierenden Medien von Kommunikation und Kognition eine je andersgeartete Verfassung annehmen.¹⁵ (3) Die Debatte über »performance« und »Performativität« in den Kulturwissenschaften¹⁶ erinnert uns daran,

14 Bei Lacan ist das die Bewegung der Signifikanten, welche das Signifikat überhaupt erst hervorbringt: Jacques Lacan (1975), »Das Drängen des Buchstabens im Unbewußten oder die Vernunft seit Freud«, in: ders., *Schriften II*, Olten, S. 15-55. Bei Kristeva geht es um das Wechselverhältnis von Semiotischem und Symbolischem: Julia Kristeva (1978), *Die Revolution der poetischen Sprache*, Frankfurt a. M., S. 32-114. Derrida entwickelt den Begriff der »différance«: vgl. Jacques Derrida (1988), *Randgänge der Philosophie*, Wien, S. 29-53.

15 Zu dieser Einteilung: Peter Koch und Sybille Krämer (Hg.) (1997), *Schrift, Medien, Kognition. Über die Exteriorität des Geistes*, Tübingen, S. 9-28.

16 Einen vorzüglichen Überblick über diese Debatte zusammen mit einer Bibliographie gibt: Marvin Carlson (1996), *Performance: A Critical Introduction*, London/New York.

daß »Performativität« nicht einfach heißen kann, etwas wird getan, sondern heißt, ein Tun wird »aufgeführt«.¹⁷ Dieses Aufführen¹⁸ aber ist immer auch: Wiederaufführung. Die Wiederholung, also Iterabilität, die zugleich immer ein Anderswerden des Wiederholten einschließt,¹⁹ ist überall da am Werk, wo wir von etwas sagen können, daß es eine performative Dimension aufweist: Der Vollzug der Wiederholung erst bringt das Allgemeine im Sprachgeschehen hervor.

In der Überblendung dieser drei Ansätze zeichnet sich nun etwas ab, das hier im Unterschied zu der »virtuellen Sprache«, die der Zentrierung auf die Kompetenz entspringt, »verkörperte Sprache« genannt sei, in der sich nun eher eine Orientierung an der Performanz zeigt.²⁰

»Verkörperte Sprache« meint zuerst einmal: Es gibt keine Sprache jenseits des raum-zeitlich situierten Vollzugs ihrer stimmlichen, schriftlichen oder gestischen Artikulation. Sobald wir Sprache als ein radikal zeitliches Phänomen erfassen, kommen die unausdrücklichen, die material und technisch gebundenen Bedingungen des Sprachgebrauches unausweichlich ins Spiel. Anders als bei der virtualisierten Sprache sind für die Konzeption der »verkörperten Sprache« die Medien keine bloßen Realisierungsaspekte, die ins Blickfeld treten, sobald es um die konkrete Verwendung von Sprache geht. Vielmehr sind Medien konstitutiv für die menschliche Sprachlichkeit,²¹ insofern verschiedene Medien immer auch verschiedenartige Sprachpraktiken eröffnen. Mit den Worten Christian Stettens: Gesprochene und geschriebene Sprache unterscheiden sich nicht nur in der Erscheinung,

17 Diesen Aufführungscharakter hat vor allem Herbert Blau herausgearbeitet. Vgl. Blau (1990), *The Audience*, Baltimore, Md, sowie Blau (1992), *To All Appearances: Ideology and Performance*, London.

18 Dazu auch: Gunter Gebauer (1996), »Über Aufführungen der Sprache«, in: *Sprache denken. Positionen aktueller Sprachphilosophie*, hg. v. Jürgen Trabant, Frankfurt a. M., S. 224-246.

19 Derrida, *Randgänge der Philosophie*, S. 291-313.

20 Die Idee der »Verkörperung« hat eine Tradition, die hier nicht aufgearbeitet werden kann. Für den zeitgenössischen Stand sei zumindest auf zwei Debatten hingewiesen: (1) Die Diskussion um »embodiment«, die sich als eine Kritik an symbol- und informationstheoretischen Ansätzen der Kognitionswissenschaften versteht: vgl. George Lakoff (1987), *Women, Fire and Dangerous Things: What Categories Reveal about the Mind*, Chicago; sowie Francisco J. Varela, Evan Thompson, Eleanor Rosch (1992), *The Embodied Mind*, Cambridge. Deutsch: *Der mittlere Weg der Erkenntnis*, Bern/München/Wien 1992. (2) Die Diskussion über die »Materialität der Kommunikation«: Hans-Ulrich Gumbrecht, K. Ludwig Pfeiffer (Hg.) (1988), *Materialität der Kommunikation*, Frankfurt a. M.

21 Die Medialität der sprachlichen Zeichen hat Ludwig Jäger immer wieder betont: Jäger (2000), S. 9 ff., Jäger (2001), S. 17 ff., Jäger (vorauss. 2002).

sondern auch in der Art von Handlungen, die wir mit ihnen vollziehen können.²² So wie es keine Sprache ohne Medien gibt, so gibt es auch keine sprachliche Form, die nicht immer Form-in-einem-Medium ist.²³ In den stummen Prozeduren, der »lautlosen« Materialität der Medien, in denen unsere Sprachlichkeit sich vollzieht, ist eine Eigensinnigkeit am Werk, die nicht nach dem Modell vereinbarter Zeichenbedeutungen, sondern nach dem Vorbild der unbeabsichtigten Spur zu denken ist; Spuren werden nicht gemacht, sondern werden hinterlassen. Das Medium ist zwar nicht die Botschaft, doch die Botschaft ist die Spur des Mediums.²⁴ Medien sind an der Entstehung von Sinn und Bedeutung also auf eine Weise beteiligt, die von den Sprechenden weder intendiert, noch von ihnen völlig kontrollierbar ist und als eine nicht-diskursive Macht sich »im Rücken der Kommunizierenden« zur Geltung bringt. Es ist die Medialität der Sprache, die alle Vorstellungen, das Sprechen sei ein intentionales, intersubjektiv kontrollierbares Zeichenhandeln, zu kurz greifen läßt. »Verkörperte Sprache« wird so zu einem Suchbegriff nach den Materialien, den vorprädikativen Formgebungen unserer Sprachlichkeit.

Vor diesem Horizont fällt ein neues Licht auf das »Zwei-Welten-Modell« der Sprache: Kompetenz und Performanz markieren nicht einfach zwei Schichtungen im Universum der Sprache, die zueinander im Verhältnis eines zugrundeliegenden idealen Sprachsystems und seiner faktischen Realisierung im Sprechen stehen. Vielmehr sind die Begriffe »Kompetenz« und »Performanz« Projektionen zweier verschiedenartiger Sprachpraktiken, einmal der Schriftlichkeit, deren Eigenarten sich auskristallisieren im Kompetenzbegriff, und der Mündlichkeit, deren Merkmale sich im Sammelbecken des Performanzbegriffes wiederfinden. In der Kompetenzorientierung der grammatik- und sprechaktororientierten Sprachtheorien zeigt sich dann – Derridas Phonozentrismusvorwurf zum Trotz – ein latenter Schriftzentrismus. Die Marginalisierung der Performanz aber kündigt von einer Verdrängung der Mündlichkeit, soweit sie als ein mediatisiertes Phänomen, nämlich als Stimmlichkeit, begriffen wird.

... und Zeichen«, in: *Distanz im Verstehen. Zeichen und*
Frankfurt a. M., S. 18-41; hier: S. 23.

... Luhmann (1995), *Die Kunst der Gesell-*

Wenn »Performativität« zum Ansatzpunkt einer methodischen Umakzentuierung in der Sprachbetrachtung werden soll, zugleich aber eine Verschiebung in dem überkommenen Begriff von »Performanz« und »Performativität« in Gang zu setzen ist, so haben wir nun eine Vorstellung davon gewonnen, was das heißen kann: »sprachliche Performativität« ist als »Medialität« zu rekonstruieren.

5. Sprechen als Ritus oder: Über eine andere Lesart der Anfänge der Sprechakttheorie bei Austin

Der Beginn der Sprechakttheorie bei John L. Austin²⁵ partizipiert nicht ungebrochen an jenem Zwei-Welten-Modell der Sprache, welches durch die Vision der Sprechakttheorie bei John F. Searle so umstandslos erfüllt wird. Gewöhnlich wird der Übergang der Sprechakttheorie von Austin zu Searle als ein Präzisionsprozeß beschrieben, bei dem die »schlechtere« Theorie der Performativa durch die »bessere« Theorie der Illokutionen ersetzt wird. Ein Übergang, den schon Austin selbst vollzog, wenn er in seiner Vorlesung *How to do Things with Words* zuerst zwei unterschiedliche Typen von Äußerungen einführt, die Performativa und die Konstativa, doch dann im Zuge der Erörterung von Beispielen für beide Sorten von Sprechakten feststellen muß, daß dieser Unterschied sich nicht aufrechterhalten läßt, und dann den Begriff der Illokution einführt,²⁶ mit der er fortan eine Dimension jedweden Sprechens bezeichnet. Es ist dies die Dimension, in der das Sprechen das, was es benennt, zugleich vollzieht.

Doch die Anfänge der Sprechakttheorie können auch anders interpretiert werden: Eine dekonstruierende Lektüre jenes Textes von Austin, der als die Geburtsurkunde der Sprechakttheorie gilt, ergibt, daß in Austins ersten Beispielen für Performativa sich eine Einsicht zeigt, die in seinen konstatierenden Aussagen über diese Beispiele und erst recht in Searles Fortbildung der Sprechakttheorie dann verwässert, wenn nicht gar verdrängt wird. Diese Beispiele handeln von einer besonderen Klasse von Sprechakten, die den Status von Ritualen²⁷

25 John L. Austin (1979), *Zur Theorie der Sprechakte (How to do Things with Words)*, bearb. v. Eike von Savigny, Stuttgart.

26 Das geschieht dann ab der Vorlesung VIII in Austin (1979), *Zur Theorie der Sprechakte*, S. 112 ff.

27 Austin selbst vergleicht performative Äußerungen mit Ritualen: vgl. Austin (1968), »Performative und konstatierende Äußerungen«, in: *Sprache und Analysis*, hg. v. Rüdiger Bubner, Göttingen, S. 140 ff.

haben, welche sich – und darauf kommt es hier an – von der gewöhnlichen, verständigungsorientierten Rede grundsätzlich unterscheiden. Austin stieß in der zeremoniellen Rede auf einen Sprachgebrauch, der sowohl die Idee der Sprache als eines Zeichensystems, das auf der repräsentationalen Differenz zwischen Wort und Sache basiert, wie auch die Idee von der Sprache als Instrument kommunikativer Verständigung unterminiert.²⁸

Versuchen wir zumindest anzudeuten, wie das gemeint ist. Die zentrale These ist dabei, daß das, was Austin »Performativa«, und das, was er »Illokutionen« nennt, zwei wohl zu unterscheidende Phänomene sind und daß die Performativa – im folgenden »ursprüngliche Performativa« genannt – eine Klasse von Äußerungen verkörpern, welche gerade darauf beruhen, die Bedingungen, die für die Illokutionen gültig sind, außer Kraft zu setzen. Ursprüngliche Performativa sind Rituale, Restbestände einer quasi-magischen Praktik im zeremoniellen Reden. Austin führt als Beispiele Taufe, Heirat oder das Verfassen eines Testaments an.²⁹ Ursprüngliche Performativa weisen nun eine Fülle von Merkmalen auf, die das Bild der Sprache als Verständigungsmittel, zumindest in der Gestalt, die ihm die Sprechakttheorie und die Kommunikationstheorie dann verliehen haben, durchkreuzen. Hier nur eine kleine Auswahl: (1) Die illokutionäre Rolle von Äußerungen wird gewöhnlich in Zusammenhang gebracht mit ihrer Bindungsenergie, kraft deren der Sprecher eine soziale Beziehung mit dem Adressaten aufnimmt, die auch zukünftige Verpflichtungen einschließt. Doch der Standesbeamte, der traut, der Priester, der tauft, der Richter, der ein Urteil spricht, stiften damit keineswegs eine soziale Bindung zu den Verheirateten, dem Getauften und dem Verurteilten. Im strengen Sinne sind die Adressaten der zeremoniellen Rede gar nicht die unmittelbar Anwesenden und Angesprochenen, vielmehr ist es die »Öf-

fentlichkeit«: Die ursprünglichen Performativa gehören nicht der persönlichen Rede an: Hierin wurzelt deren »Aufführungscharakter«, insofern diese Sprechakte nicht einfach an Hörer, sondern an Zu-Hörer gerichtet sind, an ein Publikum, dessen Wiederhall vielleicht noch im Trauzeugen oder im Paten zu finden ist. (2) Es gibt kein reziprokes Verhältnis von Sprecher und Hörer, vielmehr muß ein Macht- und Autoritätsgefälle vorhanden sein, damit ritualisierte Sprechakte überhaupt ihre weltverändernde Kraft entfalten können. Ob eine Rede in diesem ursprünglichen Sinne performativ ist oder nicht, kann nicht auf der Grundlage ihrer grammatischen Form, also bloß innersprachlich entschieden werden, sondern hängt ab von den Machtverhältnissen in einer Gesellschaft, von ihren sozialen Institutionen und Gepflogenheiten. Die Kräfteverhältnisse, auf die es hier ankommt, stehen dabei nicht in der Gewalt eines einzelnen Subjektes, sondern bilden einen Nexus wiederholten Handelns, durch den sich kulturelle Praktiken etablieren: Erst durch das Zitieren des Gesetzes wird die Figur des richterlichen Willens erzeugt – vermutet Judith Butler scharfsichtig.³⁰ (3) Es kommt beim ritualisierten Sprachgebrauch weniger auf Sinn und Bedeutung der Worte an,³¹ nicht auf die tatsächlichen Intentionen der Beteiligten und erst recht nicht auf ihre mentalen Zustände. Die gemeinschaftsbildende Kraft des Rituals beruht auf der Einhaltung und auf der Wiederholung einer Form.³² Das Ritual ist der Ort einer *communio* jenseits der Kommunikation. Die ursprünglichen Performativa zehren nicht von geteilten Vorstellungen, Wünschen und Überzeugungen der Beteiligten, setzen kein wechselseitiges Verstehen voraus, sondern gewinnen ihre konsensuelle Kraft aus der Wiederholung eines Vollzugs – im Grunde unabhängig davon, was sich jeder dabei denkt: Das Ritual ist eine nicht-mentalistische Praktik; daher bedienen sich die ursprünglichen Performativa der formelhaften Rede.

28 Hinweise auf eine andere Interpretation der Sprechakttheorie bei Austin finden sich in: Stanley Cavell (1994), »Counter-Philosophy and the Pawn of Voice«, in: ders., *A Pitch of Philosophy: Autobiographical Exercises*, Cambridge/Mass., S. 53-128; Cavell (1995), »What Did Derrida Want of Austin«, in: ders., *Philosophical Passages: The Bucknell Lectures in Literary Theory*, Cambridge/U. K., S. 42-65; Shoshana Felman (1983), *The Literary Speech Act: Don Juan with J. L. Austin, or Seduction in Two Languages*, Ithaca, S. 61; Mats Furberg (1969), »Meaning and Illocutionary Force«, in: *Symposium on J. L. Austin*, hg. v. K. T. Fann, New York/London, S. 445-468; Timothy Gould (1995), »The Unhappy Performatives«, in: *Performativity and Performance*, hg. von Andrew Parker, und Eve Kosofsky Sedgwick, New York/London, S. 19-45; Keith Graham (1977), *J. L. Austin. Critique of Ordinary Language Philosophy*, Sussex, S. 53 ff.

29 Als viertes Beispiel führt Austin allerdings eine Wette an: »Ich wette einen Fünfiger, daß es morgen regnet«, in: Austin (1979), *Zur Theorie der Sprechakte*, S. 29.

30 Dazu Judith Butlers Konzeption der »performativen Macht« in: Butler (1997 b), *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, Frankfurt a. M., S. 309 ff.; auch: Butler (1997 a), »Performative Acts and Gender Constitution: An Essay in Phenomenology and Feminist Theory«, in: *Writing on the Body: Female Embodiment and Feminist Theory*, hg. v. Katie Conboy u. a., New York, S. 401 ff.

31 Daß das Ritual gerade keinen Sinnbezug voraussetzt, betont auch Iwar Werlen (1984), *Ritual und Sprache. Zum Verhältnis von Sprechen und Handeln in Ritualen*, Tübingen, S. 56.

32 Für diesen Argumentationszusammenhang ist die Konzeption von Ritual von Bedeutung, die Jack Goody (1977) in »Against Ritual: Loosely Structured Thoughts on a Loosely Defined Topic«, in: *Secular Ritual*, hg. v. Sally Falk Moore und Barbara G. Myerhoff, Assen, S. 25-35, entwickelt.

Würde eine solche Formel durch einen gleichbedeutenden, jedoch anders lautenden Ausdruck ersetzt, so büßte diese Art von Sprechakten ihre Macht gerade ein! Es kommt auf den Wortlaut, also die Äußerlichkeit der Rede an, nicht auf ihren Gehalt; was zählt, ist das, was gesagt, nicht das, was gemeint wird.

Die ursprünglichen Performativa können also gerade deshalb durch Reden die Welt verändern, weil bei ihnen die Idee, Sprache sei ein durch Intentionen sprechender Subjekte geleitetes, Bedeutungen transportierendes oder zumindest evozierendes Zeichensystem, bei dem zwischen einer Tiefenstruktur und einer Oberflächengestalt unterschieden werden könne und das als ein Mittel wechselseitiger Verständigung zum Einsatz komme, so wenig Sinn macht.

Was nun ist die Moral von dieser Geschichte einer etwas anderen Lesart der Anfänge der Sprechakttheorie? Der Impuls der Ersetzung der Performativa durch die Illokutionen schon bei Austin selbst bestand darin, keine Sonderklasse von Sprechakten auszuzeichnen, vielmehr eine Dimension zutage zu fördern, die in jedwedem Sprechen wirksam ist: Diesen Impuls können wir fortführen; er nimmt dann die Form der Frage an, ob – was wir im Lichte des Ritus über die Sprache erfahren – auch im alltäglichen Sprechen wirksam wird. Diese Frage kann nicht nur als anthropologische oder ethnomethodologische Frage, sondern auch als eine genuin sprachphilosophische Frage nach der Form und der Leistung von Sprache gestellt werden. Und in ihrer Antwort zeichnen sich – wenn auch noch vage – die Umrisse einer Sprachkonzeption ab, welche sich von den universalgrammatischen und universalpragmatischen Entwürfen grundsätzlich unterscheidet. Im Kern geht es dabei um die Rehabilitierung (a) der Oberfläche, also der Äußerlichkeit unseres Sprachverhaltens, (b) der Iterabilität, der »Zitathaftigkeit«, die all unserem Sprechen innewohnt, (c) des Auführungscharakters im Sprachgebrauch und (d) des Konsensus nicht durch Übereinstimmung im Gehalt, sondern durch Vollzug einer Form. Eine Sprachkonzeption, die von diesen Aspekten geleitet wird, ist entlastet vom sprachphilosophischen Zwang zur Rationalisierbarkeit der Sprachregeln und wird befreit sein von der Idee, Gemeinschaftlichkeit sei angewiesen auf eine Homogenität, die gestiftet wird durch geteilte gemeinsame Überzeugungen.

6. Verkörperte Sprache I: Mündlichkeit oder: Über die vergessene Stimmlichkeit

Das ist eine Merkwürdigkeit: Obwohl die Sprechakt- und Kommunikationstheorien dem Modell einer mit leibhaftiger Anwesenheit verbundenen Mündlichkeit verpflichtet sind, bleibt das Medium der Stimme nahezu unthematisiert. Schon im klassischen griechischen Denken vollzieht sich ein Übergang vom Akroamatischen zum Apo-deiktischen, also von dem, was zu Gehör kommt, hin zu dem, was uns zu Gesicht kommt.³³ Ein Primat des Sehens gegenüber dem Hören nimmt hier seinen Ausgang, der für die abendländische Kulturgeschichte, verstärkt dann noch einmal durch die frühneuzeitliche zentralperspektivische Rationalisierung des Sehens zum Beobachten, zunehmend an Gewicht gewinnt.³⁴

Diese Hierarchie der Sinne hinterläßt ihre Spuren auch innerhalb der Sprachtheorie: Der Dialog, die wechselseitige Rede, die das Gravitationszentrum der sprachphilosophischen Reflexion zumindest seit Wilhelm von Humboldt bildet, wird zumeist ohne Stimmlichkeit konzipiert.³⁵ Das gilt selbst für Wittgensteins Sprachspielidee³⁶ und erst recht für die universalpragmatischen Kommunikationstheorien. Und Derridas Phonozentrismusvorwurf, seine Annahme also, daß die metaphysische Logozentriertheit mit einer sprachphilosophischen Präokkupation durch die Stimme einhergehe, scheint selbst noch als ein Wiederhall dieser Marginalisierung der Stimme interpretierbar.³⁷

33 Dazu die eindringliche Studie: Manfred Riedel (1984), »Logik und Akroamatik. Vom zweifachen Anfang der Philosophie«, in: *Philosophisches Jahrbuch*, 91. Jg., S. 225-237.

34 Zum Primat des Sehens: Hans Jonas (1995), »The Nobility of Sight. A Study in the Phenomenology of the Senses«, in: *Philosophy and Phenomenological Research* 14, S. 507-519.

35 Zum Hören und Sehen bei Humboldt selbst: Manfred Riedel (1986), »Sprechen und Hören. Zum dialektischen Grundverhältnis in Humboldts Sprachphilosophie«, in: *Zeitschrift für philosophische Forschung*, 40, S. 337-351; sowie Jürgen Trabant (1986), »Gedächtnis und Schrift: Zu Humboldts Grammatologie«, in: *Kodikas/Code*, 9, S. 293-315.

36 Es gibt allerdings den merkwürdigen Hinweis bei Wittgenstein, »daß ein Merkmal unseres Satzbegriffes der Satzklang ist«, daß also unser grammatisches Verständnis durch eine Hörerfahrung vermittelt ist: Ludwig Wittgenstein (1980), »Philosophische Untersuchungen«, in: ders., *Schriften I*, Frankfurt a. M., S. 279-544, § 134. Zur Diskussion dieser Stelle: Hans Julius Schneider (1992 a), *Phantasie und Kalkül. Über die Polarität von Sprache und Struktur*, Frankfurt a. M., S. 314 ff.

37 Zu Derridas subtiler Auseinandersetzung mit Husserl im Horizont des Phonozentrismusvorwurfes: Jacques Derrida (1979), *Die Stimme und das Phänomen*, Frankfurt a. M., S. 131 f.

Eine Rehabilitierung der Stimme als Phänomen³⁸ und der Stimmlichkeit als sprachtheoretischem Begriff³⁹ kann nun in mindestens drei Perspektiven bedeutsam werden: (1) durch die Analogisierung des Sprechens mit einem musikalischen Geschehen, als (2) Anerkennung der Heterogenität von Rede und Stimme und (3) als Reflexion auf die phänomenale Fluidität des gesprochenen Wortes.

(1) Zur Analogie von Sprechen und Musizieren:⁴⁰ Die Trennung von »Ton« (psophos) und »Laut« (phoné), das jedenfalls ist Aristoteles' Erörterung der phoné als Stoff des logos zu entnehmen,⁴¹ löst eine ursprüngliche Intimität von »logos« und »melos«⁴² auf, die noch in Platons Parallelisierung von Grammatik und Musik⁴³ mitschwingt und den Altphilologen Hermann Koller zu der These von der Entstehung der griechischen Grammatik aus dem Geiste der Musik bewogen hat.⁴⁴ Die Dissoziation von Sprachlaut und musikalischem Klang steht dabei in engem Zusammenhang mit der Erfindung der phonetischen Schrift, mit der Projektion der Eigenschaften von Buchstaben auf die Sprachlaute selbst; sie bringt die Sprache als einen Gegenstand philosophischer und wissenschaftlicher Erörterung überhaupt erst hervor.

38 In der phänomenologischen Tradition allerdings gibt es Ausnahmen vom Ausschluß der Stimme und des Gehörs aus der philosophischen Reflexion: Don Ihde (1976), *Listening and Voice. A Phenomenology of Sound*, Ohio, S. 49 ff.; auch: Bernhard Waldenfels (1994), *Antwortregister*, Frankfurt a. M., S. 487.

39 Innerhalb der Linguistik gibt es Tendenzen, gegenüber dem »literarischen« Zugang zur Sprache einen »interaktionstheoretischen« Ansatz zu entfalten, in dem der Stimme ein größeres Gewicht zufällt: Vgl. Deborah Tannen (1989), *Talking Voices. Repetition, Dialogue, and Imagery in Conversational Discourse*, Cambridge/Mass., S. 14 ff.; Frederick Erickson (1986), »Listening and Speaking«, in: *Languages and Linguistics: The Interdependence Theory, Data, and Application*, hg. v. Deborah Tannen u. a., Washington, S. 294-319.

40 Werner Nothdurft und Johannes Schwitalla haben entwickelt, was das »gemeinsame Musizieren« als ein neues Leitbild in der Betrachtung mündlicher Kommunikation bedeuten kann: vgl. Werner Nothdurft und Johannes Schwitalla (1995), »Gemeinsames Musizieren. Plädoyer für ein neues Leitbild für die Betrachtung mündlicher Kommunikation«, in: *Der Deutschunterricht* 1, S. 30-42; hier S. 30.

41 Aristoteles, *De anima* II, S. 6-8.

42 Zur Verknüpfung von Sprache und Musik in der griechischen musiké: Thrasybulos G. Georgiades (1977), *Der griechische Rhythmus. Musik, Reigen, Vers und Sprache*, Tübingen, 2. Aufl. (Hamburg 1949). Zur Verschiedenheit von Sprache und Musik, Benennen und Erklären: Georgiades (1985), *Nennen und Erklären. Die Zeit als Logos*, aus dem Nachlaß hg. v. Irmgard Bengen, Göttingen, S. 19 ff.

43 Im *Philebos*, S. 17 b; allerdings hat Platon im *Kratylos*, S. 423 b Grammatik und Musik deutlich voneinander getrennt. Vgl. Platon (1940), *Sämtliche Werke*, Berlin.

44 Hermann Koller (1958), *Die Anfänge der griechischen Grammatik*, Glotta, 36, S. 5-40.

Im Gegenzug zu dieser uns so selbstverständlichen Trennung von Sprache und Musik kann die Perspektive, das Miteinander-Sprechen wieder in den Horizont des gemeinsamen Musizierens zu rücken, das Sprechereignis also in Analogie zu einem musikalischen Geschehen zu interpretieren, kaum berücksichtigte Aspekte zutage fördern. Da ist etwa das Phänomen der »Vielstimmigkeit«: Die grundlegende »Polyphonie«, die jedes Miteinander-Reden hervorgehen läßt aus dem beständigen Wechsel der Beteiligungsweise, kann die Einseitigkeit der Sprecherzentriertheit der Sprechakttheorie zum Bewußtsein bringen, die auch durch die bloße Erweiterung auf ein Sprecher-Hörer-Verhältnis nicht wirklich überwunden wird. Auf der Folie dieser »Polyphonie« zeigt sich auch die latente Wirksamkeit des Ideals der »Homophonie« in den konsensuell orientierten universalpragmatischen Kommunikationstheorien. »Vielstimmigkeit« kann zum Kennwort werden für ein Bild von der menschlichen Rede, bei der die Anschließbarkeit im Sprechen von der Frage, ob Konsonanz oder Dissonanz der Fall sei, durchaus unabhängig wird. Andere, ursprünglich musikalische Termini, wie »Rhythmus« oder »Klang«, können uns aufmerksam werden lassen für die nicht-diskursive Kraft der Einbindung und Synchronisierung der Sprechenden, die schon vor der rationalisierbaren Verständigungsleistung und jenseits von geteiltem Sinn sich entfaltet.⁴⁵ Klang und Sinn, Ton und Bedeutung arbeiten simultan in der gesprochenen Sprache – und das ist eben nicht nur von poetologischem, sondern auch von kommunikationstheoretischem Gewicht. Das Sprechen in Analogie zum gemeinsamen Musizieren zu sehen heißt vor allem auch: die Domäne einer bloß zeichentheoretischen Betrachtung der Sprache zu verlassen.⁴⁶

(2) Die Heterogenität von Rede und Stimme: Der Romanist und

45 Ansätze dazu innerhalb der Gesprächsforschung und Konversationsanalyse: Frederick Erickson (1991), »They Know All Lines: Rhythmic Organization and Contextualization in a Conversational Listening Routine«, in: *The Contextualization of Language*, hg. v. Peter Auer u. a., Amsterdam, S. 365-397; Werner Nothdurft und Johannes Schwitalla (1995), »Gemeinsames Musizieren«; Johannes Schwitalla (1992), »Über einige Weisen des gemeinsamen Sprechens. Ein Beitrag zur Theorie der Beteiligungsrollen im Gespräch«, in: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft*, 11, S. 68-98; sowie Deborah Tannen (1989), *Talking Voices*. In der Oralitäts-/Literalitätsforschung haben sich mit den musikanalogen Eigenschaften des Sprechens auseinandergesetzt: Hans-Ulrich Gumbrecht (1988), »Rhythmus und Sinn«, in: *Materialität der Kommunikation*, S. 714-729; Eric A. Havelock (1963) *Preface to Plato*, Cambridge/Mass.; Paul Zumthor (1990), *Einführung in die mündliche Dichtung*, Berlin.

46 Gerade Georgiades (1985), *Nennen und Erklären*, S. 72 ff., hat den nicht-sprachlichen, den nicht-zeichenhaften Charakter des Musikalischen hervorgehoben.

Kulturanthropologe Paul Zumthor hat einen Begriff von »Performanz« entwickelt, dessen »Urszene« in dem Verhältnis von Rede und Stimme verkörpert ist.⁴⁷ Die Stimme gilt ihm nicht nur als Vehikel und Instrument der Rede, sondern deutet, kommentiert und unterminiert die Rede mit ihrer ganzen, durchaus auch unberechenbaren Leiblichkeit. Die Stimme ist die – auch geschlechtsspezifische – Spur des Körpers in der Sprache. Sie bringt das Unsagbare zum Ausdruck, zeigt also, was die Rede verschweigt. Im Verhältnis von Rede und Stimme nistet eine Differenz, die in der Idee des »lautlosen« und gerade dadurch auch homogenisierten, beherrschbaren Sprechaktes zum Verschwinden kommt. Die Stimme erzeugt einen »Überschuß« an Sinn, der die Absichten der Sprecher immer auch überschreitet, sie nicht selten unterminiert. In dem Eigenleben der Stimme gegenüber der Rede, dessen, »wie« etwas gesagt wird, gegenüber dem, »was« dabei gesagt wird, stoßen alle Ansätze, die das Sprechen als eine intentionale, intersubjektiv kontrollierbare Tätigkeit zu thematisieren versuchen, an ihre Grenzen.

(3) Die Fluidität des Wortes: Wo wir miteinander sprechen, benutzen wir nicht Wörter, sondern bewegen uns im Medium des Wortes.⁴⁸ Das aber ist ein Medium, dessen Daseinsweise Flüchtigkeit und Fluktuanz ist durch und durch. Macht angesichts des beständigen Verschwindens des Gesagten die Unterscheidung von Signifikant und Signifikat überhaupt Sinn – eine Unterscheidung, die das Zentrum des Begriffs der Sprache als Zeichen markiert? Verdichten sich materieller Zeichenträger und Zeichenbedeutung im Fluxus des Sprechens überhaupt zu »Entitäten«? Und: löst sich im lebendigen Wort die Sprache vom Sprecher tatsächlich ab?⁴⁹ Diese Ablösung aber wäre die Voraussetzung dafür, daß Wahrheit und Wahrhaftigkeit unterscheidbar sind, mithin der Wahrheitsgehalt eines Satzes bestritten werden kann, ohne daß dabei die Wahrhaftigkeit der Person selbst in Frage gestellt wird. Das gesprochene Wort scheint in seiner Fluidität noch ein Attribut des Sprechers zu sein, ganz und gar verwoben mit ihm als Person. Erst die Institution der Schrift, also der Text, eröffnet den Raum für eine Epistemologie, die auf der Dissoziation von Können und Person beruht

47 Paul Zumthor (1988), »Körper und Performanz«, in: *Materialität der Kommunikation*, S. 703-713; Paul Zumthor (1990), *Einführung in die mündliche Dichtung*, S. 9 ff.

48 Den Unterschied von Wort und Wörtern, die Fluktuanz als Gegebenheitsweise des Sprechens hat Stetter (1995), »Wort und Zeichen«, S. 18 ff. sehr schön herausgearbeitet.

49 Das alles sind Fragen, die in Stetter (1995), »Wort und Zeichen«, S. 18 ff. aufgeworfen werden.

und dadurch erst ein »Wissen« schafft, und damit auch den Raum einer Sprache, die vom Sprechen unterschieden ist und erst dadurch zu einem instrumentellen Bestandteil des Universums der Zeichen avancieren kann.

7. Verkörperte Sprache II: Schriftlichkeit oder die Kompetenzorientierung als Projektion der Performanz der Schrift

Schrift ist nicht einfach die graphische Fixierung der gesprochenen Sprache, sondern ein auf der Zwischenräumlichkeit als Darstellungsmodus beruhendes Symbolsystem sui generis.⁵⁰ Die symbolische Ordnung der Schrift können wir, im Anschluß an Nelson Goodmans Notationstheorie,⁵¹ durch die Merkmale der Disjunktivität und endlichen Differenziertheit beschreiben. »Disjunktivität« bezieht sich auf die eindeutige Individuierung, insofern sie sicherstellt, daß jede Marke zu nur einem, nicht aber zu mehreren Zeichen gehört. »Endliche Differenzierbarkeit« zielt auf die diskrete Anordnung, die gewährleistet, daß zwischen zwei benachbarten Zeichen immer eine Leerstelle bleibt.⁵²

Nun gibt es begründete Zweifel daran, ob die mündliche Rede dieses symbolische Schema der Disjunktivität und endlichen Differenziertheit überhaupt erfüllt. Falls sich diese Zweifel verstärken lassen, begegnen wir in der Sprachtheorie einem merkwürdigen Phänomen, dem »Skriptizismus«.⁵³ Er besteht darin, die gesprochene Sprache so zu behandeln, als ob sie eine Schrift sei. Die Sprache, die im Sprechen als eine fluktuierende Nicht-Schrift gegeben ist, wird von Linguisten und Sprachphilosophen wie ein nicht-fluktuierendes, also schriftanaloges Objekt behandelt. Für Christian Stetter kündigt sich hier ein linguistisches Relativitätsprinzip an:⁵⁴ Die Schrift wird zur Projektionsflä-

50 Sybille Krämer (1996), »Sprache und Schrift oder: Ist Schrift verschriftete Sprache?«, in: *Zeitschrift für Sprachwissenschaft* 15, S. 92-112; hier: S. 100.

51 Nelson Goodman (1973), *Sprachen der Kunst. Ein Ansatz zu einer Symboltheorie*, Frankfurt a. M., S. 135 ff.

52 Martin Fischer (1997), »Schrift als Notation«, in: *Schrift, Medien, Kognition. Über die Exteriorität des Geistes*, hg. v. Peter Koch und Sybille Krämer, Tübingen, S. 83-105.

53 Zu diesem Skriptizismus jüngst: Peter Koch (1997), »Graphé. Ihre Entwicklung zur Schrift, zum Kalkül und zur Liste«, in: *Schrift, Medien, Kognition*, S. 43-82.

54 Stetter (1994), »Sprachwissenschaft und Schrift«, in: *Germanistik in der Mediengesellschaft*, hg. v. Ludwig Jäger und Bernd Switalla, München, S. 349-372; hier S. 261.

che, deren Eigenstrukturen präformieren, was als phänomenale Eigenschaften an der Sprache überhaupt in Erscheinung treten kann. Im Horizont dieser Schriftbezogenheit, dieses latenten Grammazentrismus, fällt ein neues Licht auf die Virtualisierung der Sprache, die den kompetenzzentrierten Sprach- und Kommunikationstheorien eigen ist. Die »virtuelle Sprache«, die »idealisierte Sprecherkompetenz«, die »ideale Argumentations- und Kommunikationsgemeinschaft« sind keine imaginären Konstrukte und auch nicht einfache Normen, deren Unerfülltheit ein utopisches Potential in jedem Sprechen anklingen lassen, sondern Gegebenheiten, die sich ausbildeten im Zuge historisch eingrenzbarer Schriftpraktiken. Diese Schriftpraktiken lassen sich zu zwei »Urszenen« verdichten, (1) dem Kalkülisieren und (2) dem Argumentieren.

(1) Zur Kalkülisierung:⁵⁵ Alle Kompetenztheorien nähren sich von der Vorstellung, daß das, was sich im Sprechen als ein Können zeigt, auch als ein Wissen theoretisch rekonstruierbar sei; wobei von diesem als Wissenssystem modellierten Regelsystem dann angenommen wird, daß es dem Können tatsächlich zugrunde liege. Nun ist die Möglichkeit, ein implizites knowing how nicht nur in ein explizites knowing that zu transformieren – wie es in jedem Grammatiklehrbuch gegeben ist –, sondern dieses Wissen auch zur Grundlage eines Könnens zu machen, eine Erfahrung, die es tatsächlich gibt; zwar nicht beim alltäglichen Sprechen einer natürlichen Sprache, in deren Rahmen wir einen grammatisch falschen Satz zwar korrigieren, nicht aber kritisieren können, wohl aber beim instrumentellen Gebrauch formaler, also kalkülisierter Sprachen. Kalküle sind schriftliche Zeichensysteme, deren kulturgeschichtliche Bedeutung darin liegt, als »symbolische Maschinen« geistiger Arbeit zu dienen.⁵⁶ Kalküle ermöglichten z. B. im Bereich der Mathematik das, was zuvor als privilegiertes mathematisches Ingenium praktiziert wurde, im Medium der Formelsprache als ein Regelwerk explizit zu machen und damit in ein lehr- und lernbares Wissen zu überführen. Das war der Fall mit der Entdeckung der Buchstabenschrift der symbolischen Algebra im 16. Jahrhundert,

welche die Regeln des Gleichungslösens notierbar und damit objektivierbar machte und die algebraische »ars magna et occulta« in eine Wissenschaft verwandelte.⁵⁷ Oder das ereignete sich mit der Entwicklung des Differential- und Infinitesimalkalküls im 17. Jahrhundert, mit denen sich die Analysis des Unendlichen zum Schülerwissen vereinfachen ließ.⁵⁸ Der Begriff der Kompetenz – und das liegt angesichts der Beschreibung grammatischer Strukturen in Form von Kalkülen durch die Generative Linguistik auch gar nicht so fern – ist eine Frucht der Schriftpraxis »symbolischer Maschinen«, bei denen per definitionem das Regelwerk seiner jeweiligen Anwendung auf spezifische Werte bzw. Daten vorausgehen muß.

(2) Zum Argumentieren: Die sprachphilosophischen Theorien der Kommunikation, soweit sie von universalpragmatischen Voraussetzungen ausgehen, identifizieren die Situation des Kommunizierens unbedenklich mit der Situation des Argumentierens.⁵⁹ Aber gibt tatsächlich das Argumentieren jenen Urtypus des mündlichen Gesprächs ab, in dem eine philosophische Kommunikationstheorie sich verankern kann? Das Argument, verstanden als ein logisch konsistenter Satzzusammenhang, mit dem die Wahrheit einer Aussage durch Rückgang auf in ihrem Wahrheitsanspruch schon verbürgte Aussagen ausgewiesen wird, ist eine deduzierende Leistung der Schriftsprache, so wie auch die Wissenschaften, darin eingeschlossen Logik und Grammatik, sich erst im Medium des Textes als kulturelle Institution zu etablieren vermochten. Selbst noch die im Rahmen der *Neuen Rhetorik*⁶⁰ entwickelten Strukturen einer Rede, die auf die Zustimmung eines interessen- und milieugebundenen, gleichwohl aber »universellen« Auditoriums abzielen, machen immer schon Gebrauch von einem Sachverhalt, der mit der situativ eingebundenen mündlichen Rede keineswegs selbstverständlich ist, nämlich der Trennung von

57 Sybille Krämer (1991 a), *Berechenbare Vernunft*, S. 124 ff.

58 Sybille Krämer (1991 b), »Zur Begründung des Infinitesimalkalküls durch Leibniz«, in: *Philosophia naturalis*, 28, S. 117-146.

59 Vgl. Jürgen Habermas (1988), »Handlungen, Sprechakte, sprachlich vermittelte Interaktionen und Lebenswelt«, in: ders., *Nachmetaphysisches Denken. Philosophische Aufsätze*, Frankfurt a. M., S. 63-104; hier S. 80: »Die Verstehensbedingungen, wie sie in der kommunikativen Alltagspraxis erfüllt sein müssen, verweisen also auf die Unterstellung eines Argumentationsspiels ...« Zur Fundierung der Idee der Sprach- und Kommunikationsgemeinschaft in der »Argumentationsgemeinschaft«: Dietrich Böhler (1995), »Dialogreflexion als Ergebnis der sprachpragmatischen Wende. Nur das sich wissende Reden und Miteinanderstreiten ermöglicht Vernunft«, in: *Sprache denken. Positionen aktueller Sprachphilosophie*, hg. v. Jürgen Trabant, Frankfurt a. M., S. 145-161.

60 Christian Perelman (1977), *L'empire rhétorique. Rhétorique et argumentation*, Paris.

55 Über die Kalkülisierung und ihre epistemologischen Implikationen: Sybille Krämer (1991 a), *Berechenbare Vernunft. Kalkül und Rationalismus im 17. Jahrhundert*, Berlin/New York, S. 88 ff.; Sybille Krämer (1997 a), »Kalküle als Repräsentationen. Zur Genese des operativen Symbolismus in der Neuzeit«, in: *Räume des Wissens. Repräsentation, Codierung, Spur*, hg. v. Hans-Jörg Rheinberger u. a., Berlin, S. 111-123.

56 Sybille Krämer (1988), *Symbolische Maschinen. Die Geschichte der Formalisierung in historischem Abriss*, Darmstadt, S. 73 ff.

Äußerung und Sprecher. Das Argumentieren, verstanden als eine Praxis, die wahre Gedanken, also Wissen, von bloßer Meinung oder gar Glauben zu unterscheiden versucht und dabei auf eine Sequenz logisch geordneter Sätze Bezug nimmt, bildet sich heraus in einer spezifischen Konstellation von Textualität, die gerade im klassischen Griechenland gegeben war: Erst durch das Fehlen der kanonischen Tradition Heiliger Texte konnten dort Texte in ein agonales Verhältnis zueinander treten, also mit ihren Wahrheitsansprüchen untereinander in Konkurrenz treten. Das Argument – so ist zu vermuten – erweist sich als eine Rede- und Denkform, die erst im Umgang mit verschrifteten Gedanken ihr besonderes Profil gewinnt: Die Trennung zwischen der Wahrhaftigkeit der Person und der Wahrheit einer Aussage bedarf, um die wissenschaftliche Diskurspraktik zu fundieren, der Vergegenständlichung des fluiden Wortes im Medium von Wörtern und Sätzen eines Textes.

8. Ausblick: »Performativität« – eine methodische Umakzentuierung in den Geistes- und Kulturwissenschaften?

»Performativität« kann zum Kennwort werden für eine Sprachbetrachtung, die jenseits universalpragmatischer, hermeneutischer und kognitivistischer Tendenzen und unabhängig von den methodischen Prämissen des »Zwei-Welten-Modells« sich mit dem Phänomen der Sprachlichkeit auf eine Weise auseinandersetzt, bei der an die Stelle der Virtualisierung von Sprache und Kommunikation, wie sie für die kompetenzorientierten Theorien charakteristisch ist, das Leitbild von der »verkörperten Sprache« treten kann. Mit dieser Hervorhebung des »Vollzugs« ist eine Akzentverschiebung verbunden, die nicht nur für die Sprachanalyse, sondern für den gesamten Bereich kulturwissenschaftlichen Forschens anregend und impulsgebend werden kann. Versuchen wir, die methodischen Impulse, die von der Perspektive der Performativität ausgehen können, noch einmal ins Blickfeld zu rücken:⁶¹

1. *Ereignis/Wiederholung*: Mit der Erzeugung von Sinn verbundene Phänomene wie Sprache, Zeichen, Text, Geist, Bedeutung usw. sind

61 Vgl. Sybille Krämer und Marco Stahlhut (2001), »Das ›Performative‹ als Thema der Sprach- und Kulturphilosophie«, in: *Inszenierungen des Erinnerns, Paragana 10*, hg. v. Erika Fischer-Lichte und Christoph Wulf, S. 35-64.

als zeitlich situierte Ereignisse aufzufassen. Diese Ereignisse sind – in der Beobachterperspektive – immer als Aufführungen von etwas zu beschreiben. Wo aufgeführt wird, ist die Iterabilität, die immer ein Anderswerden des Iterierten einschließt, bedeutsam. Gegenüber der gerade in der Sprachtheorie gepflegten Betonung des Kreativitätsaspektes ist daran zu erinnern, daß alle Sinnggebung auf Prozeduren des Wiederholens beruht, die immer auch Wiederholungen der Form nach sind. Die produktive Kraft des Performativen erweist sich nicht einfach darin, etwas zu erschaffen, sondern darin, mit dem, was wir nicht selbst hervorgebracht haben, umzugehen. Es geht um die »Handhabung« von etwas, das nicht auch gemacht wurde; um den Umgang mit Bedingungen, die nicht völlig in unsere Macht gestellt sind. Tradition und Innovation, Bestätigung und Subversion gehen dabei ein kompliziertes Wechselverhältnis ein.

2. *Verkörperung*: Ereignisse, die mit sinnhaften Phänomenen verbunden sind wie Sprechen, Schreiben, Lesen, Interpretieren, Darstellen usw. haben immer auch den Charakter eines operativen Geschehens, das in den Termini des intentionalen Handelns nicht hinreichend beschreibbar ist. »Operativ« heißt dabei auch: entscheidend ist nicht einfach, was gemacht wird, sondern wie etwas gemacht wird. Auf das »wie etwas gemacht wird« oder »wie etwas für uns gegeben ist« zielt der Leitbegriff der »Verkörperung«. Dies ist nicht als Leibapriori im Sinne einer vorgängigen Körperlichkeit zu verstehen, sondern als Frage nach der Materialität, nach den »stummen«, den vorprädikativen Formgebungen von Sinn. »Verkörperung« kennzeichnet die Nahtstelle der Entstehung von Sinn aus nicht-sinnhaften Phänomenen. Überdies sind uns Geist, Ideen, abstrakte Gegenstände, Formen immer nur zugänglich in Gestalt von Inkorporationen. Medien bilden die historische Grammatik des Performativen: Sie sind immer Medien der Verkörperung bzw. der Inkorporation. Performativität ist daher als Medialität zu rekonstruieren.

3. *Realisierung als Überschuß*: Methodologisch besteht die Bedeutung einer performativen Orientierung darin, das Verhältnis von Muster (Form, System, Regelwerk) und Realisierung (Instantiierung, Anwendung, Aktualisierung) – welches eine grundlegende Erklärungsfigur in den Geisteswissenschaften abgibt – nicht mehr im Sinne eines logisch-genealogischen Primats des Musters aufzufassen. Vielmehr birgt der Vollzug einen Überschuß gegenüber dem Muster, so

daß der Vollzug das Muster immer auch verändert oder gar unterminiert. Dieses formenschaffende und formenverändernde Potential des Vollzugs zu bestimmen bleibt eine theoretische Aufgabe.

4. *Was eine performative Orientierung leisten kann:* Im wissenschaftlichen Diskurs spielt eine performative Orientierung zuerst einmal eine operativ-kritische Rolle und rückt die im landläufigen Diskurs an den Rand gedrängten und marginalisierten Phänomene ins Zentrum. Nicht zufällig kommt ›performativ‹ vor im Zusammenhang binärer Begriffsschemata: konstativ/performativ; Kompetenz/Performanz. Aber kann ›Performativität‹ ein Alternativkonzept zu ›Textualität‹ oder ›Repräsentationalität‹ abgeben? Oder ist – im Sinne der destabilisierenden Wirkung des Performativen im Rahmen dichotomischer Begriffsbildungen und theoretischer Klassifikationen – das Denken des Performativen eher dazu gut, die Grenzen begrifflicher Klassifikationen aufzuweisen, ohne selbst dabei ein theoretisierbares Sujet zu sein?
5. *Ein Stück »Gegenaufklärung«?*: Das mit dem sprachtheoretischen Performanzbegriff konnotierte Zusammenfallen von Wort und Tat birgt auch ein Problem, wenn die »politische Anwendung« der Sprechakttheorie verschwiegenen Formen der Zensur Vorschub leisten kann, indem es der Justiz obliegt zu entscheiden, welches Sprechen auch ein Handeln, welche Worte tatsächlich Taten sind. Daher gilt es nicht nur das Zusammenfallen von Sprechen und Handeln, sondern gerade auch ihr Nicht-Zusammenfallen zu betonen. Jede Aufklärung läuft darauf hinaus, den Unterschied von Wort und Sache, Zeichen und Bezeichnetem, Handeln und Reden über das Handeln sich zum Programm zu machen. Ist also mit dem Denken des Performativen immer auch ein Stück »Gegenaufklärung« verbunden?